Spanische Throncandidaten.

Im Kopenhagener „Dagbl." veröffentlicht Baron G. A. Gedalia einen interessanten Beitrag zur Geschichte der spanischen Throncandidaturen im Jahre 1870—71, den wir hier in der Hauptsache wiedergeben: „Im Jahre 1870, kurz vor dem Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Deutschland, wandte sich der hier beglaubigte außerordentlich bevollmächtigte französische Minister, Herr Dotezac, an mich mit dem Ansuchen, da ich nicht nur im Auslande so große Bekanntschaft, sondern da mein Name zugleich in ganz Europa bekannt sei, die Aufmerksamkeit des Marschalls Prim auf Se. königliche Hoheit den Prinzen Hans zur Königswahl in Spanien zu lenken. Ehe ich diesen Schritt unternahm, wandte ich mich persönlich an Prinz Hans und theilte ihm mit, wozu Herr Dotezac mich aufforderte, um mich zu vergewissern, ob er etwas gegen den Plan habe und ob er geneigt sein werde, die Wahl als König von Spanien anzunehmen, wenn es mir gelingen sollte, sie bei Marschall Prim zu erwirken. Prinz Hans äußerte sich mir gegenüber, daß er wohl dazu geneigt sein werde, aber er bemerkte gleichzeitig, daß ich mich in Acht nehmen müßte, ihn nicht zu compromittiren. Ich leitete darauf eine Correspondenz mit Marschall Prim ein und empfing kurze Zeit darauf eine günstige Antwort, in der er unter Anderem andeutete, daß der Prinz, auf den ich hingewiesen, von hoher Geburt und entweder Katholik sein oder zur katholischen Religion übertreten müßte. Als ich dieses Schreiben empfangen, wandte ich mich an Prinz Hans auf Fredensborg Schloß, wo des Prinzen Aufenthalt damals war, und zeigte ihm das Schreiben. Nachem er sich mit dem Inhalt desselben bekannt gemacht, bat er mich, mich in der folgenden Woche in seiner Wohnung in Amalienpark einzufinden. Als ich mich dort in Folge dieser Aufforderung eingefunden, hatte der Prinz eine längere Berathung mit dem Director im Ministerium des Auswärtigen, Geheimen Legationsrath Vedel, gehabt, und der Prinz sagte mir, daß er nach genauerer Ueberlegung die Wahl zum Könige von Spanien nicht annehmen werde, besonders betonte er, daß er nicht wünsche, zur katholischen Religion überzutreten. Einige Zeit nach der oben erwähnten Antwort empfing ich von Marschall Prim eine Vollmacht, einem Prinzen von hoher Geburt die spanische Königskrone anbieten zu können, und da ich aus zuverlässiger Quelle in Erfahrung gebracht, daß die damalige königliche Hoheit Prinz Oskar geäußert habe, daß er jedes Opfer bringen werde, um die skandinavische Sache zu fördern dadurch, daß die drei Länder unter ein Haupt gebracht würden, wandte ich mich an den Prinzen Oskar, der damals auf Sophiero bei Helsingborg wohnte mit der Anfrage, ob er mich empfangen wolle, da ich gern eine Besprechung mit königlicher Hoheit haben möchte. Ich erhielt ein gnädiges Schreiben vom Prinzen, in welchem er mir die gewünschte Audienz zugestand.

Als ich mich beim Prinzen einfand, empfing er mich sehr gnädig, und erst nachdem ich meine Vollmacht von Marschall Prim vorgezeigt, bemerkte ich ihm: „Ich habe aus zuverlässiger Quelle in Erfahrung gebracht, daß Ew. königliche Hoheit ausgesprochen haben sollen, daß Sie jedes Opfer bringen würden, um die skandinavische Idee dadurch zu fördern, daß die drei Länder unter ein Haupt gebracht würden" — worauf der Prinz sagte: „Ich wiederhole diese Aeußerung auch Ihnen gegenüber," aber hinzufügte: „Ich habe auch Pflichten dem schwedischen Volke gegenüber; das muß mich dazu auffordern, alsdann bin ich willig, die Wahl als König von Spanien anzunehmen." Der Prinz schloß mit den Worten: „Ich verstehe nicht, warum Prinz Hans sie ablehnt." Da ich als Gesandter für Tunis, beglaubigt bei dem schwedischen Hofe, im Jahre 1873 mein Kreditive dem schwedischen auswärtigen Ministerium in Stockholm überreichte, wurde ich zur Audienz bei Seiner Majestät dem König Oscar befohlen, der im Laufe des Gespräches mir unter Anderem sagte: „Können Sie sich erinnern, daß Sie mich zum König von Spanien machen wollten?" Schließlich will ich noch bemerken, daß der verstorbene Prinz Friedrich von Hessen, an den mein ältester Sohn sich in meinem Auftrage gewandt, zwar bereit war, die spanische Königskrone zu empfangen, aber erst den Ausgang des Krieges zwischen Deutschland und Frankreich, der damals gerade ausgebrochen war, bei welchem er ein Commando im preußischen Heere erhielt, abwarten wollte. Ehe der Krieg zu Ende war, wurde, wie bekannt, der italienische Prinz Amadeo, Herzog von Aosta, zum König von Spanien erwählt. Man wird staunen über die Art, wie Marschall Prim die spanische Krone hat ausbieten lassen, aber es liegt kein Grund vor, Zweifel in die Behauptungen des Barons Gedalia zu setzen. Wenn sie sich trotzdem erheben sollten, so könnte er denselben leicht durch Veröffentlichung der Prim'schen Briefe ein schnelles Ende machen.

— Ueber eine seltsame Beleidigungsklage wird aus Ungarn berichtet: Bei einem Großwardeiner Advokat trat kürzlich ein langgewachsener, bärtiger alter Bauer ein und fragte, was denn die Einbringung einer Ehrenbeleidigungsklage kosten würde. Nachdem ihm zur Zufriedenheit Auskunft gegeben worden; begann der Bauer sein Herz auszuschütten und erzählte, womit er gekränkt worden. Sein Nachbar, so gab er unter Zeichen großer Entrüstung an, habe ihm vor Zeugen ins Gesicht gesagt, er sehe dem Ministerpräsidenten Tisza ähnlich. Der Advocat lachte ganz unbändig und meinte, daß sich der Bauer ganz im Gegentheil aus diesem schmeichelhaften Vergleich eine Ehre machen sollte, denn er trage in der That einen echten Tisza-Bart ums Gesicht. Das wollte aber dem braven Manne nicht einleuchten und fluchend ging er von dannen, um sich beim nächsten Bader rasiren zu lassen. Das war jedenfalls wohlfeiler, als ein Proceß.

— Der Mann, dem die Frau das größte Maß von Freiheit gewährt, fühlt sich von ihr am stärksten gefesselt.

Prosit Neujahr!

Sylvesterscherz von **Anton Günther** (Herzog Elimar von Oldenburg).

Personen: Roland Walter, Assessor. Emma, dessen Frau. Graf Heinrich v. Banz, Legationssecretär. Schnabelmann, Lohndiener.

Das Stück spielt in Walters Wohnung in einer großen Stadt. Zeit: Gegenwart.

Kleiner, erleuchteter Salon. Vorn links ein Sopha mit Tisch und Sesseln; vorn rechts ein Fenster. In der Mitte ein kleiner, runder Tisch für drei Personen gedeckt. Offene Mittelthür, durch welche man in ein kleines, erleuchtetes Zimmer sieht.)

1. Scene.

Roland (und) Emma (sitzen, Hand in Hand, auf dem Sopha).

Emma. Der erste Sylvesterabend, den wir als Mann und Frau erleben! Reizend! (Küßt Roland.)

Roland (auf den gedeckten Tisch zeigend, jovial). Und das erste Souper, welches wir als Mann und Frau geben! Auch reizend! (Küßt Emma.)

Emma. Gewiß, gewiß, liebster Roland. Aber noch reizender fände ich es, wenn wir unser Sylvester-Souper tête-à-tête verspeisen könnten....Ach, hättest Du doch nicht den Grafen Banz heute eingeladen!

Roland. Ich wollte ihn ja gar nicht einladen, beste Emma. Als ich ihm heute auf der Straße begegnete, da erzählte er mir, er wäre nur auf einen Tag hierhergekommen, um seine Mutter zu besuchen, müsse aber schon in dieser Nacht um 2 Uhr wieder abreisen, weil er morgen in Berlin, bei dem officiellen Neujahrsempfang dienstlich zu figuriren habe. Ich frug ihn darauf — gedankenlos, wie man ja manchmal fragt, nur um überhaupt etwas zu sagen — ob er den Sylvesterabend bei seiner Mutter verbringen würde. Da sagte er mir, sie sei gerade heute etwas leidend und würde daher höchstens bis 11 Uhr aufbleiben können. Er wisse nun gar nicht, wie und wo er die drei Stunden bis zu seiner Abreise verbringen solle!...Nun, und da blieb mir doch natürlich nichts Anderes übrig, als ihn, meinen lieben alten Heidelberger Corpsbruder, einzuladen. Geniren wird er Dich übrigens gar nicht. Trotzdem er Diplomat geworden, ist er derselbe bescheidene, einfache, ja beinahe schüchterne Mensch geblieben, wie früher. In Heidelberg führte er den schönen Spitznamen „der sanfte Heinrich".

Emma (humoristisch mit dem Finger drohend): Und Dich nannte man dort „den rasenden Roland!"

Roland (lebhaft): Woher weißt Du das?

Emma: Meine Freundin Albertine, deren Bruder zugleich mit Dir in Heidelberg studirte, hat es mir gesagt. Ihr Bruder hat ihr auch erzählt, Du seiest unter den Studenten, Deiner Heftigkeit wegen, geradezu berühmt gewesen. Nun, gar so schlimm wird's wohl nicht gewesen sein—nicht wahr, lieber Roland?

Roland: Nein, gewiß nicht, gutes Kind. Ja, heftig bin ich, das leugne ich nicht — will ich auch gar nicht leugnen. Manchmal sogar kann ich sehr heftig werden — aber dafür dauert's dann auch bei mir nicht lange mit der Heftigkeit. Ich bin immer gleich wieder gut.... (Sieht nach der Uhr): Alle Wetter! Schon nach 11 Uhr und (heftig) der verwünschte Schnabelmann ist noch immer nicht da!

Emma (erschrocken): Aber Roland, wie kannst Du mich nur so erschrecken? (Schüchtern.) Schnabelmann? Wer ist denn Schnabelmann?

Roland (ärgerlich): Ach, das ist ja der Lohndiener, den ich zum Serviren bestellt habe. Wenn auch Graf Banz keine großen Ansprüche macht, so ist er doch immerhin ein Graf und ein Diplomat. Diese Herren aber sind nicht daran gewöhnt, sich ihr Souper von einem Dienstmädchen serviren zu lassen.

2. Scene.

Vorige. Schnabelmann (durch die Mitte.)

Schnabelmann (in einem alten schäbigen Winterpaletot. Er ist etwas angeheitert; dies darf aber nur sehr discret markirt werden): Herr Accesser...... Frau Accesserin...... Ick habe die Ehre......

Roland (ärgerlich): Na, endlich! Freut mich wirklich, daß Sie überhaupt noch gekommen sind!

Schnabelmann: O, bitte, bitte, Herr Accesser, janz auf meiner Seite.

Roland (heftig): Warum kommen Sie dreiviertel Stunden später, als wie ich Sie bestellt habe?

Emma (besänftigend): Aber Roland!

Schnabelmann (geschwätzig): Entschuldigen Sie, Herr Accesser, det will ick Sie sogleich expliziren, worunter ick verstehe, „meine Hände waschen", nämlich „in Unschuld". Bei mich nämlich, in meine, jlücklicherweise, mehrstentheils friedliche Häuslichkeit — besonders wenn ick Sie nich zu Hause bin — da is es nämlich ein alter Usus, wie wir Berliner sagen, daß in die Sylvesternacht die Frau Schnabelmannen mich Blei jießt. Sie macht mich, sozusagen, vor das nächste Jahr eene Narkose, wie die Metrologen det Dings da tituliren. Und zur Anfeuerung bei diese lobenswerthe Thätigkeit, da braue ick denn stets für meine bösere — ick wollte sagen bessere Hälfte eenen Punsch, was wir Berliner eenen steifen Jrock nennen. Nun fiel Sie heute diese Sache etwas jar zu energisch aus und ick sage zu mich: „Schnabelmann, hüte Dir. Wenn Deine Olle diesen Jrock vertilgt, dann findest Du ihr, bei Deine Rückkehr, als Staubsäule und riskirst außerdem noch ein Paar Backpfeifen." Da ick nu jrade keen intimer Freund von diese Jegenstände bin, besleißigte ick mir, die Energie von dem Jrocke herunterzunippen, und über dieses eifrige Jenippe, da habe ich mir in die Zeit jetäuscht unt so....

Roland (welcher sich vergeblich bemüht, ihn zu unterbrechen, heftig.) Ja! Ja! Ja! Ja! Ja! Schon gut, schon gut, schon gut!

Schnabelmann (sehr ruhig). Jut, sagen Sie, Herr Accesser? Freut mir, daß Sie mich nich mehr böse sind. Und nu, nachdem Alles wieder in die schönste Ordnung sein thut, jestatten Sie jütigst, dat ick mir enthülle. (Zieht den Winterpaletot aus und steht nun in einem altmodischen Frack und riesiger weißer Halsbinde da.) Sehen Sie mir an, Herr Accesser. Diesen Frack, so wie er da leibt und lebt, hat ein Botschafter jetragen. Mehr können Sie doch nicht verlangen— was? Und nun bitte ick um meine Instruckschon.

Roland (ärgerlich lachend). Wirklich sehr freundlich von Ihnen, daß Sie mir auch einmal erlauben, ein Wort zu reden. Also....

Schnabelmann (welcher inzwischen den gedeckten Tisch betrachtete, einfallend). Wer hat Ihnen denn das anjethan? (Zeigt auf den gedeckten Tisch.)

Roland und Emma (zugleich). Wie? Was?

Schnabelmann. Ick meine nur, wer diesen „Jedeckten" da verübt hat?

Roland (ärgerlich). Nachdem Sie gar nicht kamen und der Tisch doch rechtzeitig gedeckt werden mußte, hat natürlich unser Dienstmädchen....

Schnabelmann (mit überlegenem Lächeln). Na, ja, ja, ja, ja, das brauchen Sie mir ja nicht erst zu sagen, Herr Accesser. So wat sehe ick auf dem ersten Blicke. Da merkt man jleich, daß da Eener dabei 'rumjebuddelt hat, der noch in sein janzes Leben keen diplomatisches Diner nich jesehen, jeschweige gerochen hat. Sehen Se, so muß dat verarranjirt werden. (Zieht aus der Tasche eine große Hornbrille und setzt sie auf.) Erlauben Sie, daß ich mich zuvor een Paar Fenster vor die Oogen klemme. In mein ereignißreiches Leben is mich schon so ville Sand in die Oogen jestreut, daß meine Sehinstrumente davon een Bisken kurzathmig jeworden sind. (Während er die Teller und Gläser zurechtrückt.) Wissen Se, Herr Accesser, diese Sehmaschine leje ick nur an, wenn ick mit das Porzellan und speziell mit dem Jlase zu hantiren habe, weil dieses sich jewöhnlich einer jeradezu unerlaubten Zerbrechlichkeit erfreuen thut. Bei's Serviren erscheine ick natürlich stets mit unbekleideten Pupillen, weil ick da nur mit die jeehrten Schulter- und Ellenbogen-Knochen von die Jäste zu thun habe, welche jlücklicherweise nich von Jlas jemacht sind und....

Roland (einfallend). Darf ich jetzt vielleicht auch einmal reden?

Schnabelmann. O, bitte, bitte, Herr Accesser, thun Sie man Ihren allerwerthesten Jefühlen keenen Zwang nich an.

Roland (auf einem der drei am gedeckten Tische stehenden Stühle zeigend). Auf diesem Stuhle wird meine Frau sitzen und ihr serviren Sie selbstverständlich zuerst.

Schnabelmann. Wenn das selbstverständlich is, denn brauchen Sie mich das doch nicht noch extra zu sagen.

Roland (heftig). Schweigen Sie!

Emma. Aber Roland!

Roland (mühsam seinen Zorn bekämpfend). Nach meiner Frau serviren Sie unserem Gaste, welcher rechts von ihr sitzen wird. Passen Sie aber gefälligst auf, daß Sie nicht etwa mit seinen „geehrten Schultern- und Ellenbogen-Knochen" in Berührung kommen! Die Herren Diplomaten sind gewöhnt, anständig servirt zu werden.

Schnabelmann (gekränkt.) Trauen Sie mich etwas das nich zu, Herr Accesser, daß ick dem feinem diplomatischen Service verstehe? Oho, ick war in meine Vater- und Welt-Stadt Berlin zehn Jahre als Kellner in Confection und zwar in die allerersten Hotels! Und dann war ick noch zwölf Jahre, als Jallonirter, ins adliche Officiers-Diplomaten-Casino. Wenn so Eener von die Herren's da zu mich kam und mich in dem Ohre raunte: „Aujust, ich habe heute einen Diplomaten zu Jaste jebeten", dann wußte ich momentan, was ick zu thun hatte: Reene Serfjetten und een Flackong Seckt kalt stellen. Ach, Herr Accessor, da kännen Se man janz ruhig sind. Auf dem Diplomatischen, da versiehe ick mir!

Roland (ungeduldig.) Haben Sie jetzt die Güte in die Küche zu verschwinden, wo Ihnen die Köchin die Reihenfolge der Speisen unseres Soupers mittheilen wird. Punkt zwölf Uhr, wenn die Rathhausuhr den ersten Schlag thut, treten Sie wieder ein, mit der dampfenden Punschbowle, und rufen laut: „Prosit Neujahr!"

Schnabelmann (schreit). Prosit Neujahr!

Emma (erschrocken aufschreiend). Ha!

Schnabelmann. O, Frau Accesserin! Habe ick Sie doch nicht verschrocken mit meinem Hundetenore?

Roland. So laut, wie eben, brauchen Sie nachher nicht zu rufen.

Schnabelmann: Ja, aber, Herr Accesser, säuseln kann ich meenen Neujahrsgruß doch ooch nich. Na, beruhigen Sie sich man, mit mein diplomatisches Talent werde ick schon den richtigen Tonfall treffen. Ick werde mir jetzt postwendend in die Küche, angesichts von die Köchin, einererziren. (Geht.)

Roland (ihm nachrufend.) Vergessen Sie nicht vor zwölf Uhr das Küchenfenster etwas zu öffnen, damit Sie das Schlagen der Rathhausuhr nicht überhören.

Schnabelmann (bleibt stehen). Seien Sie man janz unbesorgt, Herr Accesser, meene Ohren sind scharf wie ein Messer. (Durch die Mitte ab).

3. Scene.

Emma. Roland.

Emma (sehr ruhig). Eigentlich müßte sich doch der Lohndiener nach der Nikolaikirchenuhr richten, welche man auch von der Küche aus so gut schlagen hören kann. Die Rathhausuhr geht immer mindestens fünf Minuten zu früh.

Roland (aufbrausend). Erlaube, das ist nicht wahr!

Emma. Aber Roland! Wie kannst Du Dich nur gleich so ereifern?

Roland. Ich ereifere mich gar nicht! Aber was nicht wahr ist, das ist nicht wahr!

Emma (sanft). Nun, gut, gut, gut. Da habe ich mich also geirrt. Ich glaubte aber bisher immer, die Nikolaikirchenuhr ginge exakt und habe mich daher auch stets nach derselben gerichtet.

Roland (heftig). Die Nikolaikirchenuhr geht immer mindestens zehn, fünfzehn, zwanzig Minuten, ja oft sogar eine ganze halbe Stunde zu spät und bleibt alle Augenblicke ganz stehen — mindestens, jeden dritten Tag. Also Du hast Dich immer nach diesem alten, klapperigen, verrosteten Uhrwerk gerichtet?

Emma (sanft.) Gewiß, lieber Roland, weil ich es nicht besser wußte.

Roland (sich immer mehr ereifernd). Ja so! Nu begreife ich auch, warum ich immer, wenn ich hungrig und durstig aus dem Büreau kam, eine ganze Ewigkeit auf das Mittagessen warten mußte! Wahrhaftig, ich glaube, seit den acht Wochen, daß ich ein verheiratheter Mann bin, habe ich noch kein einziges Mal zur rechten Zeit zu essen bekommen!

Emma (beleidigt). O, bitte, bitte, lieber Roland, das ist nicht wahr! Das Essen war schon immer fertig, wenn Du nach Hause kamst.

Roland. Davon habe ich nie etwas gemerkt! Pünktlich habe ich jedenfalls nie zu essen bekommen, seitdem ich verheirathet bin und....

Emma (ärgerlich einfallend). Weil Du selbst nie pünktlich nach Hause gekommen bist!

Roland. Oho! Ich bin der pünktlichste Mensch, den man sich denken kann. Natürlich, Deiner lieben Nikolaikirchenuhr gegenüber, da bin ich unpünktlich. Selbstverständlich, denn der alte Klapperkasten geht, wenn er überhaupt einmal geht, immer viel zu spät!

Emma (weinerlich). Ja, ja, meinetwegen! Ich behaupte ja gar nicht mehr, daß die Nikolaikirchenuhr richtig geht, aber (schluchzend), daß Du behauptest, Du hättest Dein Mittagessen immer zu spät bekommen, das ist eine großartige, unerhörte Ungerechtigkeit und das kränkt mich tief! Sehr tief! (Weint laut.)

Roland (begütigend). Aber beste, liebste Emma, wie kannst Du Dich nur gleich so furchtbar aufregen und noch dazu über eine solche Bagatelle? (Fängt ruhig an, redet sich aber allmählig in den größten Zorn hinein.) Du weißt ja, ich bin manchmal heftig, ein bischen heftig, und dann geht mir die Zunge durch, wie das so einem Menschen — einem Menschen, der gerade keine Schlafmütze ist, wohl passirt, und ich sage dann mehr, als wie ich denke und vielleicht auch wohl verantworten kann. Du bist ja eine vernünftige, eine kluge Frau und deshalb auch nicht empfindlich. (Sich steigernd.) Empfindlich sind nur die beschränkten Menschen, die Dummköpfe unter den Männern, die Gänse unter den Frauen! Na, und eine Gans bist Du doch glücklicherweise nicht, willst Du hoffentlich nicht sein, und deshalb verbitte ich mir, daß Du empfindlich bist! (Immer zorniger werdend.) Eigensinn ist auch so eine Art von Empfindlichkeit, er ist — sozusagen — der Bruder oder, besser, der Sohn der Empfindlichkeit, einer Empfindlichkeit, die den Gedanken nicht ertragen kann, daß irgend Jemand andere Ansichten hat, als wie die ihrigen, die natürlich unfehlbar, unumstößlich sind! Willst Du etwa noch immer behaupten, daß die Nikalaikirchenuhr richtig geht?! Wie? Was?

Emma (heftig). Durch Dein rücksichtsloses Benehmen zwingst Du mich dazu, Dir zu opponiren und deshalb sage ich: Ja! Ja! Ja! (Fängt von Neuem an laut zu weinen.)

Roland (geht rasch an's Fenster, stößt es auf, sodaß es halb geöffnet bleibt. Zornig.) Sobald die Rathhausuhr Mitternacht schlägt, gratulire ich Dir zum Neuen Jahre! Wer weiß, ob Dein geliebter Nikolaiklapperkasten überhaupt noch in diesem oder im kommenden Jahre jemals sich zum Schlagen ermannt! Verstanden?!

Emma (weinend). Ach, lass' mich in Ruh', Du Starrkopf!

Roland (zornig lachend). Hahaha! Ich, ein Starrkopf! Das ist wirklich göttlich! Ja, natürlich, man setzt ja immer bei Andern nur die Fehler voraus, deren man selbst fähig ist! Lebhaft, heftig, aufbrausend — ja, das bin ich. Das gebe ich auch gerne zu, denn das sind männliche, schneidige, ehrliche Fehler! Aber eigensinnig, starrköpfig sein, das kann jeder Feigling, jeder Schwächling! Das ist ein erbärmlicher, ein heimtückischer Fehler, dem gegenüber ein ehrlicher Mann verloren ist....Na, warum antwortest Du mir denn gar nicht? Willst Du das Alles auf Dir sitzen lassen? Wie? Was?

Emma (auf dem Sopha sitzend, weint immer lauter).

Roland. Donnerwetter! So antworte mir doch!! (Schlägt mit der Faust so heftig auf den gedeckten Tisch, daß die Gläser wackeln.)

4. Scene.

Vorige. Heinrich (durch die Mitte).

Heinrich (welcher bei den letzten Worten auftrat, bleibt bestürzt stehen. Schüchtern.) Ah — Pardon — ich — ich störe doch nicht — —

Roland (ihm entgegen, mühsam sich beherrschend; gezwungen heiter). Ah, Heinrich! Willkommen! (Vorstellend.) Mein lieber, alter Corpsbruder, Graf Banz — meine Frau —

Heinrich (sich verbeugend). Gnädige Frau —

Emma (mühsam ihr Schluchzen unterdrückend). Ich freue mich sehr —

Roland (gezwungen heiter). Du kommst wie gerufen, Banz. Du sollst Schiedsrichter sein. Wir — meine Frau und ich — hatten nämlich soeben einen kleinen Disput über die Vorzüge und die Schattenseiten hiesiger Thurmuhren. Meine liebe Emma behauptet nämlich, die Nicolaikirchenuhr sei das Ideal aller Thurmuhren.

Emma (einfallend, gekränkt). Erlaube, lieber Roland, das habe ich nicht behauptet! Glauben Sie das ja nicht, Herr Graf! Von einem „Ideal aller Thurmuhren" ist überhaupt gar nicht die Rede gewesen!

Roland (aufbrausend). Wer wird denn immer gleich Alles wörtlich nehmen! Mit Einem, der diese abgeschmackte Eigenschaft hat, ist überhaupt jede vernünftige Unterhaltung unmöglich! Habe ich nicht Recht, Banz?

Heinrich (unentschlossen, bald Roland, bald Emma ansehend). Allerdings ... vielleicht....das heißt....

Roland. Jedenfalls behauptet meine Frau (heftig) und das wird sie doch hoffentlich nicht zu bestreiten wagen, trotzdem die Frauen die verkörperte Verneinung sind......Meine Frau behauptet, die Nikolaikirchenuhr ginge richtig und ich bestreite das! Ich will aber meiner Frau im neuen Jahre gratuliren, in dem Augenblick, wo dasselbe beginnt und richte mich daher nach der Rathhausuhr, der einzigen exaktgehenden Thurmuhr unserer Stadt. Nun sei Du so gut, lieber Banz, und entscheide, wer von uns Beiden Recht hat.

Emma (lebhaft). Jawohl, bitte, Herr Graf, entscheiden Sie und schlichten Sie dadurch endgiltig unseren Streit!

Heinrich (wie oben). Jawohl, gnädige Frau....wie Sie befehlen...... Weißt Du, lieber Roland....ich....ich ....ich meine nur....ich dächte....ich glaube....

Roland (ungeduldig). Na, vorwärts, vorwärts! Wozu die langen Umschweife?

Heinrich (herausplatzend). Keiner hat Recht!!

Emma (sehr lebhaft). Wie? Was?

Roland (zornig). Oho, was soll das heißen?!

Heinrich (eingeschüchtert). Ich glaube nämlich, daß....daß....

Roland. Vorwärts! Vorwärts! So rede doch!

Heinrich (wie oben). Ich glaube nämlich, daß weder die Nicolaikirchenuhr noch die Rathhausuhr ganz richtig gehen, sondern, daß die einzige, wirklich richtig gehende Thurmuhr hier die Bahnhofsuhr ist.

Roland (ärgerlich lachend). Hahaha! Das ist einmal wieder so eine echt diplomatische Entscheidung. Glatt und doppelzüngig, wie die Herren Diplomaten, diese Völkerrechtsverdreher, selbst.

Heinrich (beleidigt). Erlaube, mein bester Roland! Ich verbitte mir derartige, meinen Stand beleidigende Aeußerungen!

Roland (wie oben). Natürlich, um mir und vor allen Dingen nur ja nicht meiner Frau Unrecht geben zu müssen, wähltest Du diesen sinnreichen, geistvollen Ausweg, Du weiser Salomo und auch so ein elender Weiberknecht, wie er....

Heinrich (heftig). Ein Weiberknecht, ich? Erlaube....

Emma (heftig). Weil Graf Banz mir Unrecht gibt, nennst Du ihn einen Weiberknecht? Ach, Roland, das ist sehr ungerecht!

Roland (höhnisch). Ah, bravo! Bravissimo! Recht so! Nimm den guten Jungen nur in Schutz. Er kann's gebrauchen. Hat sich sein Lebelang hinter Weiberröcken versteckt!

Heinrich (ruhig, aber entschieden). Jetzt ist's genug, Roland. Wärst Du nicht mein alter Corpsbruder, ich würde Dich (sehr laut) vor die Mündung meiner Pistole fordern!

Emma (welche nur die letzten Worte verstand, aufschreiend). Graf Banz! Um des Himmelswillen, nur kein Duell! Nur kein Duell!

Roland (zornig). Wie kannst Du nur gleich so empfindlich sein, wenn man einmal auf gut Deutsch seine Meinung sagt!

Heinrich (heftig). Wenn Du mich überhaupt nur deshalb eingeladen hast, um mir Grobheiten zu sagen, dann bedanke ich mich und gehe!

Letzte Scene.

Vorige. Schnabelmann (durch die Mitte mit der dampfenden Punschbowle).

Schnabelmann (bleibt in der Mittelthür stehen und schreit). Prosit Neujahr!!

(Plötzliche Stille. Alle stehen unbeweglich und sehen sich erstaunt und starr an. Gruppe. Pause, während welcher, rechts hinter der Scene, eine Thurmuhr, welche bei Schnabelmann's Eintritt zu schlagen begann, zwölf Uhr langsam zu Ende schlägt. Dann:)

Schnabelmann (während er die Punschbowle auf den gedeckten Tisch stellt und drei Gläser anfüllt). Det war de Nicolaiglocke. Die Rathshauser zeigt uff Alle Neune; sie muß in's olle Jahr stecken jeblieben sind. Der wahre Jakob is (zieht aus der Westentasche eine auffallend große, silberne Taschenuhr und hält sie in die Höhe) meene Riesenpflaume — die Thurmuhr is unfehlbar! (Sieht nach seiner Uhr.) Schlag Mitternacht! Die Herrschaften können sich condo.... ick wollte sagen jratuliren!

Roland, Emma, Heinrich (sehen sich an und fangen a tempo an laut zu lachen).

Roland (jovial). Ah richtig! Wir wollten uns ja eigentlich gratuliren!

Heinrich. Und statt dessen disputiren wir....

Roland (einfallend). Haben disputirt, im vorigen Jahre!

Emma (humoristisch drohend). Du böser, böser Mann!

Roland. War ich im vorigen Jahre. Zum neuen Jahre schenke ich Dir einen guten, sanften, lammfrommen Mann! (Umarmt Emma.)

Heinrich (lachend zu Roland). Ich gratulir' zum neuen Lebenslauf — (zu Emma, ihr die Hand küssend) zum neuen Jahr — zum neuen Mann!

Roland, Emma, Heinrich (treten an den gedeckten Tisch heran, Jeder ergreift ein Punsch-Glas.) Prosit Neujahr! (Sie stoßen an.)

Schnabelmann (vor der Mittelthür, zieht verstohlen eine Flasche aus der Tasche und trinkt dem Publikum zu). Proost Neujahr!

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

— Was Einem nicht Alles in der Hitze des Gefechts passiren kann. Im „Hotel Drouot" in Paris kam jüngst ein Posten von Kleidungsstücken zur Versteigerung. Als die Auction beendet war, sucht der vom Gericht bestellte „Taxator" vergeblich nach Ueberzieher und Hut; schließlich stellte sich heraus, daß der Beamte selbst seine eigenen Sachen für ein paar Franken verkauft hatte.

— Ueber sich Niemand, auch der Riese stolpert über den Zwerg.

Bilder aus dem heutigen Dakota.

Von **Erard Wurster**.

Prairiefeuer.

„Prariefeuer!" Welch ein Wort des Schreckens Dem, der die Prarie zu seinem Heim und Arbeitsfelde erkoren hat und die Bedeutung desselben aus persönlicher Erfahrung kennt. Der Brand der Prairie ist die anerkannt größte Gefahr, die dem Pionier des Westens droht; Alles ist darauf eingerichtet, dieselbe einzuschränken, doch die härtesten Gesetze vermögen der Nachlässigkeit und oft Böswilligkeit keinen Antrag zu gebieten. Das Feuer entfaltet auf der Prairie seine Macht in dem denkbar größten Maßstabe, und eine meist unbezwingliche Gewalt, die dem Menschen zu Gesichte führt. Der täglich gefürchtete Gast läßt sich, mit Ausnahme der Schneezeit, das ganze Jahr hindurch blicken; am Horizont durch den weithin leuchtenden rothen Schein oder in dunklen, das Athmen erschwerenden Rauchwolken und den haushohen, vom Sturme gepeitschten Flammen, die in nächster Nähe dahintereilen, auf ihrem Wege alles zerstörend, den Schweiß, die Sorge und Arbeit vieler Jahre.

Auf schweißbedecktem Pferde, ohne Sattel und ohne Decke, kommt der Nachbar im gestreckten Gallop hergejagt und bringt die Kunde von dem nahenden Feinde; er ruft ein Wort nur: „Feuer!", und eilt nach weiterer Hülfe. Der ausgestreckte Arm deutet nach Westen, wo dunkle, rollende Wolken heraneilen. Feuer — Feuer — schreit sein heiserer Mund — Feuer athmet die Athmosphäre — Feuer schwebt nun auf aller Lippen, und die Augen blicken ernst in die Ferne.

Das beste Gespann Pferde wird von der Maschine weg an den Pflug gespannt; Frau und Kinder helfen mit anschirren, der Knecht und jede andere Manneshülfe eilen nach Säcken springen dann auf ungesattelte Pferde und eilen im rasenden Gallop hinaus, der rothen wallenden Lohe entgegen.

Vor dem Hause bleibt die Frau mit dem Jüngsten im Arme stehen und sieht den Davoneilenden nach, mit den Lippen ein Gebet murmelnd. Doch sie hat Vertrauen in die Vorsehung, in den Muth und die Ausdauer der Männer, die ja tägliche Proben dieser Eigenschaft ablegen.

Wo das Auge nun hinblickt, sieht es einen rothen, hochzüngelnden Streifen und dahinter eine schwarze, todte Strecke, über der die schwarzen Wolken langsam hinziehen. Der Wind bläst stärker, die Flammen eilen schneller und schlagen höher; ein gallopirendes Pferd vermag mit ihnen nicht mehr Schritt zu halten.

Nun sind sie am Feuer angelangt, der Pflug beginnt zu arbeiten, und die Furchen, die er zieht, gebieten den Flammen einen kurzen Einhalt. An manchen Stellen erweist sich die Furche als zu schmal; das Feuer überspringt sie mit Leichtigkeit, wird aber von kräftigem Arme, der einen Sack schwingt, getödtet und erlischt. Nun heißt es arbeiten; die Arme gehen auf und nieder, ohne Unterlaß; tapfer schreiten die Männer den Flammen entlang und in die Gluth hinein; sie erlöschen unter den wuchtigen Hieben. Doch halt! Hier im hohen Grase ist die Flamme mächtiger, von ihrem Bundesgenossen, dem Winde, unterstützt, wälzt sie sich hier wie eine hohe Mauer hin; die Männer weichen; nun schrinkt sie zusammen, sie hat wieder kurzes Gras erreicht, ein kurzer, mächtiger Kampf, und die Männer sind Sieger.

So kämpfen sie weiter, der Schweiß rinnt aus allen Poren, die Kehlen vermögen keinen Laut mehr von sich zu geben; lautlos schwingen sie die Säcke in die vor ihnen her eilenden Gluthen. Sie kommen an einer Alkali-Pfütze vorbei. Ah! ein lauter Ruf der Freude bringt die Anderen herbei; sie legen sich auf die Erde nieder und saugen gierig die paar weißen Tropfen mit den Lippen auf. Die weiße Erde trägt die Spuren des Viehes, welches hier nach Wasser ging und mit dessen Auswurf bedeckt; sie beachten dies nicht, sie sehen nur eine weiße Flüssigkeit, ein Labsal in diesen Augenblicken. Die Sonne ist längst am Horizont untergetaucht, Dunkelheit tritt auf der Präcie ein; die Männer sind seit dem frühen Morgen und ohne Unterlaß am Arbeiten, ohne Speise und Trank ohne eine Minute Rast. Die müden Arme und die abgearbeiteten Körper wollen den Dienst versagen; kein Zeichen der Schwäche oder Erlahmnng läßt sich auf den entschlossenen Gesichtern erblicken; sie kämpfen tapfer weiter.

Hinter ihnen ist es nun ganz dunkel, vor ihnen eine hohe, gen Himmel ragende, flammende, züngelnde Wand! Welch großartiges, schönes Schauspiel! Höher und höher schlagen die Flammen; unten ein helles, rothes Licht, dann weißer und endet in grauen, röthlichen Spitzen, darüber dunkle rollende Wolken.

Gespenstisch eilen die Figuren hin und her; sie holen sich neue Säcke oder reißen sich den Rock vom Leibe, wenn sie alle aufgebracht sind; hier eilt einer im Gallop auf dem erschreckten Pferde nach dem dunklen Streifen zurück, wo das eben gelöschte Feuer in tückischer Weise wieder zum Ausbruch jekommen ist.

Raubvögel, Feldhühner, Hasen und die kleinen Sänger der Prairie eilen und fliegen vor den Flammen scheu her und in das Dunkle hinein; hier läuft ein Capote in langen Sprüngen und mit ihm eine Anzahl „gopher" als Begleiter. Ueber Allem ein blauer, sternheller Himmel und ein gelber goldener Mond. Die Männer arbeiten lautlos weiter, die flammende Linie wird kürzer und kürzer, der Mond hat die Hälfte seines Weges zurückgelegt, die Sterne fangen an zu erblassen, am Horizont werden helle Streifen sichtbar.

Ein kleines Ende noch! Nun ist die letzte Flamme mit wuchtigen Hieben erstickt worden. Mit wenigen Worten begeben sie sich auf den Heimweg; mit verkohlten Stiefeln, verbrannten Händen, Armen und Antlitz; von oben bis unten schwarz und voller Asche: Bart und Haupthaare versengt, die Augen tief geröthet; kaum können sie noch gehen, die Folgen dieser harten Stunden lassen sich blicken. Sie haben alles gerettet — doch mit welchen Anstrengungen.

Es ist dies ein Bild, welches sich in dieser Weise, mit geringer Abwechselung oft wiederholt; in vielen Fällen mit weniger glücklichem Ausgang. Während die Männer das Feuer in einer Richtung bekämpfen, bricht es von einer anderen herein und zerstört im Fluge ihre wenigen, so theuren Habseligkeiten und Existenzmittel. Oft ist ein Mann oder auch eine Frau allein, fern von jedem Nachbar und auf sich angewiesen; sie legen Thaten ab, von denen die Außenwelt nichts erfährt. Es ist ein Kampf ums Leben, d. h. um die geringen Besitzthümer, die zu erwerben meist eine halbe Lebenszeit voller Sorgen und Arbeit gekostet haben. Die Feuer nehmen ihre Opfer hier, wie an anderen Orten. In diesem Jahre hatte ich schon vier Feuer zu bekämpfen und ehe Schneezeit eintritt, ist der ungebetene Gast noch stets zu erwarten. Das erste Feuer kam über 50 Meilen weit her, durch Nachlässigkeit eines Farmers, der die Stoppeln auf seinem Felde verbrennen wollte und die nöthigen Vorkehrungen nicht getroffen hatte. Der Blitz zündete das zweite und dritte, und das vierte hatte den Indianern zu verdanken, die gleich hinter der Rauch compirten und ihr Feuer ruhig brennen ließen, welches in kurzer Zeit sich über die Prärie erstreckte.

Der Schutz, den man gegen die Feuer in Anwendung bringt, ist ein geringer und erfordert viele, jährlich wiederkehrende Arbeit. Er besteht im Umpflügen vieler Furchen um das zu rettende Terrain, zwischen welchen man das Gras abbrennt. Doch ein Drittel der Feuer entstehen gerade durch Aabrennen dieser "fire breakes". Das Pflügen allein ist oft schwer und geradezu unmöglich durch die Lage des Landes. Die „virgin prairie" ist in trockenen Jahren an manchen Stellen härter als Stein; in diesem Jahre war an Pflügen gar nicht zu denken. Eine Strecke ohne Furchen gepflügt zu haben, durch Abbrennen des Grases sicher zu machen, ist eine ungeheuer gefährliche Sache und mit Gefängniß strafbar. In Gegenden, die dicht bewohnt sind, lassen die Feuer sich oft jahrelang nicht blicken; die Leute werden nachlässig und sind, wenn die Gefahr hereinbricht, nicht vorbereitet. Es gibt dann noch ein Mittel, welches das beste ist: man feuert die Prarie dem kommenden Brande entgegen an („to back fire"); doch ist dies nicht ausführbar, wenn der Wind in günstiger Richtung wehte.

Dem „Stockman" oder Viehzüchter bedeutet das Brennen der Prairie einen großen Verlust; seine Waide ist zerstört und er steht mit seiner zahlreichen hungernden Heerde hülflos da; wo sein Auge hinsieht — ist eine große, schwarze Fläche, die auf lange Zeit keine Nahrung bieten wird. Trotz aller Vorsicht verbrennt ihm wohl auch das hart eingeheimste Heu, der Wintervorrath; dann ist nur eine Rettung, er treibt sein Vieh nach der nächsten Eisenbahn und schlägt es auf dem ersten Markte gegen irgend welchen Preis los. Wird sein Vieh vom Feuer übereilt, dann stirbt es wohl an den erhaltenen Brandwunden, und die schwarze Fläche dient als Leichentuch. In neuerer Zeit haben die „stockmen" sich vereinigt und energische Maßregeln zur Bekämpfung der Feuer ergriffen; hohe Belohnungen ausgesetzt, um die Strafbaren vor das strenge Gesetz zu bringen. Wenn man die Nachlässigkeit sieht, mit welcher der kleine Farmer, der nichts zu verlieren hat, mit dem Feuer umgeht, dann möchte man um noch strengere Maßregeln bitten; denn auf der Prärie, ist das Feuer das „schrecklichste aller Schrecken!"

Der diplomirte Henker.

Daß jemals ein Henker mit der Doctorwürde geschmückt sein könnte, sollte man schlechterdings für unmöglich halten, wenn nicht thatsächlich ein Fall überliefert wäre, in dem es sich sogar um zwei „promovirte" Scharfrichter handelt. Zu den vielen Seltenheiten, die ehemals in dem 1857 abgebrannten „Neuen Bau" in Stuttgart aufbewahrt wurden, gehörte auch ein unansehnliches Schwert, das neben dem kostbaren Pallasch des Herzogs Alexander von Württemberg hing und unter seinem Griffe den Bibelspruch eingeätzt zeigte: „Thue nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses." Dieses Schwert war das „Richtschwert" der vier Brüder Markus, Jacob, Andreas und Johann Bickel, sämmtlich Nachrichter zu Stuttgart gewesen, welche mit demselben in einem Zeitraume von 31 Jahren — von 1660 bis 1691 — nicht weniger als 315 Verbrecher vom Leben zum Tode gebracht hatten. Im Jahre 1680 aber ereignete es sich, daß Kaiser Ferdinand von Nürtingen aus nach Stuttgart geritten kam, gerade zur selben Zeit, als ein Brandstifter aus Feuerbach und ein Mörder aus Stuttgart zum Tode geführt wurden. Am „Käse" sah Kaiser Ferdinand der Hinrichtung zu, an der sogenannten Hauptstatt, nämlich vor dem Hauptstätter Thor, wo das Enthaupten anfangs zu ebener Erde vorgenommen wurde, bis man 1581 hierzu eine anderthalb Fuß hohe, kreisrunde Mauer, deren inneren Raum mit Erde ausgefüllt war, errichtete, die einem Laib „Käse" in der That nicht unähnlich war und deshalb im Volksmunde diese Benennung — auf schwäbisch „Käs" — erhielt. Die beiden ältesten Brüder Bickel nun, Markus und Jacob, hatten bei dieser Gelegenheit ihr Amt mit solchem Anstande, solcher Kunstfertigkeit und „Akkuratessen", auch „sonder Plagh für den armen Sünder verricht", daß der enthusiasmirte Kaiser ihnen die Doctorwürde verlieh, wodurch sie berechtigt wurden, als Aerzte zu prakticiren, und allerlei äußere Leibesschäden zu heilen nach ihrem „bestlichen Wissen". Von da an schrieben sich die beiden Bickel Doctoren. Sie werden wohl die einzigen Scharfrichter unter der Sonne gewesen sein, welche je diesen hohen Titel führen durften, obgleich, wie der Chronist meint, die Nachrichter am ehesten dieses Ehrendiplom verdienten, weil ihre Heilkuren zum sichersten Ergebniß führen.

— Schicksalsschläge sind die Weckuhren im menschlichen Leben.